

EMIGRANTEN-ROMAN

Angst unter der Maske

Er faßte Michaels Kopf mit beiden Händen und schmettete den Hinterkopf mit ungeheurer Kraft gegen die Zentralheizung. Mit rachsüchtiger Freude fühlte er, wie der Knochen zermalmt wurde. Der scharfe Geruch warmen Blutes stieg in Feodors Nase, während er wie betrunken schlug und schlug, bis Michael ruhig wurde und sein großer Körper Feodors Schläge sanft und gehorsam entgegennahm.

Diese gruselige Lese Frucht stammt weder aus der Thriller-Plantage von Mickey Spillane, dem König der hartgesottenen Kriminalschriftsteller (SPIEGEL 36/1953), noch aus einem Groschenheft, seiner vielgelesenen Artverwandten. Den Mann, der dies geschrieben hat, kennt keiner von Angesicht. Um dem einzigen Foto von ihm, das in den Akten der Moskauer Paßabteilung des MWD ruht, weiterhin Seltenheitswert zu sichern, pflegt er sich, wo er in der Öffentlichkeit unter seinem Namen Igor Gusenko auftritt, eine Kapuze über den Kopf zu ziehen, ähnlich wie ehemals der „Würger vom Heumarkt“ bei den Catchern.

Der „Mann mit der Maske“ hat mit den Muskelprotzen allerdings nichts zu tun. Gusenko gehört seit kurzem zur Gilde der Schriftsteller und hat daher allenfalls mit der Kritik zu catchen, seit sein Buch „Der Fall eines Titanen“* erschienen ist.

Englische und amerikanische Zeitungen interessierten sich sehr für den überraschend schnell zum Bestseller gewordenen Roman des geheimnisvollen Maskenmannes, dessen Name nach dem Kriege in ganz anderem Zusammenhang aufgetaucht ist: Der russische Emigrant Gusenko kann für sich in Anspruch nehmen, mit den Enthüllungen über den Atomverrat der Klaus Fuchs, Nunn May, Rosenberg und Genossen eine Kettenreaktion von einzigartigem Ausmaß ausgelöst zu haben.

Als kleiner Chiffrier-Beamter der sowjetischen Botschaft in Ottawa stellte sich Igor Gusenko Anfang September 1945 unter kanadischen Schutz. „Auf Grund der von mir beigebrachten Beweise und der 109 Geheimdokumente, die ich vorzulegen vermochte, wanderten nicht weniger als elf von den schätzungsweise besten Spionen der Sowjetunion in den Kerker, darunter Alan Nunn May, ein Wissenschaftler von Weltruf, und Fred Rose, Mitglied des kanadischen Parlamentes und Führer der kanadischen Kommunisten. Ich darf wohl sagen, daß meine damalige Tat der schlimmste Schlag gewesen ist, den je ein einzelner dem Spionagesystem der Sowjets versetzt hat.“

Gusenkos Angaben klangen zunächst so ungläubhaft, daß kein Mensch sie ihm abnehmen wollte. In der Redaktion des „Ottawa Journal“ wies man dem scheinbar närrischen nächtlichen Besucher, der vorgab, aus der Russenbotschaft zu kom-

men, ärgerlich die Tür. Im Justizministerium riet man Gusenko allen Ernstes, sich zu den Sowjets zurückzugeben. Endlich, als der Flüchtling mit seinen Nerven fast am Ende war, bekundete die kanadische Geheimpolizei skeptisches Interesse an ihm. Gusenko konnte sie bald überzeugen; der ein Jahr darauf erschienene „Report of the Royal Canadian Commission“ wurde zu einem Dokument über die russische Spionagetaktik.

Heute lebt Gusenko nach Angabe der kanadischen Regierung mit seiner Familie in einer nichtgenannten kanadischen Mittelstadt, unerkannt als einfacher eingewandelter Bürger, immer unauffällig beschattet von den „Mounties“, der Royal Canadian Mounted Police (RCMP). Die ominöse Maske tritt nur dort in Aktion, wo Gusenko, der sonst unter falschem Namen

habt. Der Russe half seiner Publicity darum nicht ungeschickt nach.

Ein Wink an die isolationistische amerikanische „Chicago Tribune“, die mögliche Herausgabe neuer Gusenko-Informationen betreffend, genügte vollauf, um den US-Senatsausschuß für innere Sicherheit erneut auf Gusenko aufmerksam zu machen. Daraus entwickelte sich Ende vorigen Jahres ein diplomatisches Geplänkel zwischen Washington und Ottawa: Gusenko hatte inzwischen die Nachricht der „Chicago Tribune“ dementiert; Kanadas Außenministerium lehnte also ab, Gusenko nochmals einzuvernehmen. Daraufhin beschuldigten die damals noch durch McCarthy beeindruckten Amerikaner den kanadischen Außenminister schlankweg der Nachrichtenhinterziehung.

Bei dem schließlich zustande gekommenen

Verhör Gusenkos durch zwei amerikanische Senatoren an einem geheim gebliebenen Ort in Kanada dürfte nichts herausgekommen sein — außer für Gusenko selbst, der wohl sein Ziel erreicht sah: Sein Name ging wieder einmal durch die Presse, und das bedeutete eine enorme Reklame für sein neues Buch.

Gusenko hat eine ehrlich klingende Motivierung seiner ungewöhnlichen Reklame-Taktik bei der Hand. Die Sowjets, so sagt er, spannen Literatur und Drama mit sehr viel Geschick in ihre ideologischen Feldzüge ein. „Man kann der russischen Kanone nicht mit einem Pustrohr antworten.“ Seine literarische Vergeltungswaffe ist zumindest dem Umfang nach entschieden schweres Geschütz: Der neue Roman zählt 680 Seiten.

Schauplatz ist die schöne einstige Villa des Dichters Maxim Gorki („Nachtasy“), in deren Garten Malenkow vor kurzem der englischen Politikerin Dr. Edith Summerskill einen prächtigen Blumenstrauß pflückte. Nicht immer ging es hier so sinnig her.

In der Gorki-Villa wurde 1936 auf Anordnung Berijas dem Hausherrn und größten Schriftsteller der Sowjets der Schädel eingedroschen, an der Zentralheizung, wie Gusenko glaubt und in Spillane-Manier beschreibt. Er hat diesen „Fall eines Titanen“ freilich nicht als authentischen Tatsachenbericht aufgebaut, sondern romanhaft verkleidet. Seine Hauptfigur heißt nicht Maxim Gorki, sondern Michael Gorin, und das prächtige, parkumstandene Schloß steht in Gusenkos Roman bei Rostow am Don, nicht wie in Wirklichkeit bei Moskau.

Der Gorin aber, der vom Buch-Umschlag her auf den Leser starrt, hat Gorkis hohe Stirn, Gorkis Schnauzbarth und Gorkis durchdringenden Blick. Gusenkos Gorin befindet sich in derselben verzweifelten Lage wie Gorki, als er nach jahrelanger Emigration Ende der zwanziger Jahre in die russische Heimat zurückkehrte.

Es war seine zweite Heimkehr. In den Jahren vor der russischen Revolution hatte der große Dichter-Freund der Armen und Unterdrückten die Heimat aus Ekel vor der zaristischen Herrschaft verlassen. In der russischen Revolution sah der persönliche Freund Lenins zunächst die große Wende. Aber schon 1921 wandte er sich entsetzt von den „sinnlosen Aktionen der Volkskommissare“ ab und ging wieder nach Italien.



Maxim Gorki mit Stalin: Polizei lag in den Büschen

lebt, unbedingt Gusenko sein muß, was in den letzten Jahren nicht allzuoft der Fall gewesen ist.

Der entflozene Chiffrier-Spezialist hatte das meiste brauchbare Material schon mit seinen damals mitgenommenen Dokumenten geliefert und mit seinem 1948 erschienenen Bericht „Der eiserne Vorhang“ (Kanadische Ausgabe: „This was my choice“) endgültig sein Pulver verschossen. Viel war aus ihm nicht mehr herauszuholen, auch das amerikanische Abwehrbüro FBI mußte das feststellen.

Doch Gusenko wollte durchaus nicht in Vergessenheit geraten. Er gibt zu: „Vorerst macht sich dieser Name natürlich noch bezahlt, und das muß ich, zum Nutzen und Lebensunterhalt meiner Familie, berücksichtigen.“

Ein als Schlüsselfigur im „größten und sensationellsten Spionageprozeß der Weltgeschichte“, wie eine Schweizer Illustrierte übertrieb, vergessener Gusenko hätte schriftstellerisch einen schweren Stand ge-

* Igor Gusenko: „The Fall of a Titan“; Cassell, London; 680 Seiten; 16 sh.

Nur das Heimweh bewog ihn 1928 zur Remigration. Von der ihm zugewiesenen Villa aus hat Gorki bis zu seinem Tode im Jahre 1936 in vielen Fällen versucht, den vom sowjetischen Regime Verfolgten zu helfen.

Darum sind immer wieder einmal Stimmen laut geworden, die von einem gewalttätigen Ende des größten Sowjet-Dichters wissen wollten. In einem Moskauer Säuberungsprozeß von 1938 ließ sogar Stalin selbst den abgesetzten Chef der Geheimpolizei, Jagoda, anklagen, er habe zuerst Gorki, sodann auch dessen Sohn aus dem Wege räumen lassen, weil Jagoda der hübschen Schwiegertochter Gorkis nachstellte.

In seinem Roman versucht Gusenko nicht, zu klären, was an diesen wuchernden Geschichten stimmt. Er will vielmehr sagen, daß ein von humanistischen Skrupeln geplagter Schriftsteller, wie Gorin-Gorki, ein großer, als „Gewissen des Volkes“ umjubelter Künstler, für das Regime untragbar war und ist und deshalb zum Schweigen gebracht werden muß, wenn er nicht genug Einsicht besitzt, von selbst und auf natürliche Weise zu sterben.

Gusenkos Gorki-Roman füllt in dem Kreuzzug der Amerikaner gegen den Kommunismus eine Lücke aus. Es gibt eine immens reiche Literatur, in der mit Statistiken oder Einzeluntersuchungen die Unmenschlichkeit des Sowjet-Systems nachgewiesen wird. Es gibt genaueste Berichte über das Leben in russischen Gefangenen-Lagern.

Der russische Ingenieur Krawtschenko („Ich wählte die Freiheit“) hat mit der Schilderung seiner Erlebnisse in der russischen Industrie vor allem in Amerika viel Wirkung gehabt. Intellektuellen Feinschmeckern hat Koestler in seiner „Sonnenfinsternis“ die Situation des einzelnen in der UdSSR literarisch serviert. Orwell malte mit seiner Utopie „1984“ den Teufel des bolschewistischen Zukunftsstaates an die Wand. Gusenko aber führt mit seinem Roman den sowjetischen Menschen in seinem Alltag vor.

Der gesamte Beamtenstab einer großen Provinzstadt, die bei Gusenko Rostow ist, passiert Revue: eine Bande brutaler Gesellen, die einander fürchten, bespitzeln, überlisten, die vor Moskau zittern und das Volk verachten. Überall herrscht Angst, bei den Regierten ebenso wie bei den Regierern. Widerstand regt sich kaum, die Furcht vor Gefängnis und Folter hält alles nieder. Die Atmosphäre ist ganz so, wie Maxim Gorki sie einst in einem Brief geschildert hat:

„Es ist still und ruhevoll hier, und die Luft ist köstlich. Hier sind überall Gärten, Nachtigallen singen in den Gärten und Polizei liegt in den Büschen. Nachtigallen singen in allen Gärten, aber Polizisten sind, glaube ich, nur in meinem Garten. Sie sitzen im Schutz der Nacht unter meinem Fenster und versuchen einen Blick davon zu erhaschen, wie ich Unruhe in Rußland verbreite.“

Gusenko drückt in seinem Roman denselben Sachverhalt nur sehr viel ungewandter aus: „Das muß man dem Sowjet-Regime lassen: sein Polizeistaat-System ist zur denkbar größten Perfektion gediehen... Wie eine Fliege in einem gewaltigen Spinnennetz — einerlei, wie vorsichtig sie auch immer ihre Beine setzt: die Bewegungen werden über ein paar Hundert Fäden zur Spinne übertragen, die gierig ihren Blick auf sie wirft —, so kann der Sowjetmensch, eine bejammernswerte Fliege im fein gespannten Netz des Staates, keine Bewegung machen, ohne daß sie irgendwo registriert wird.“

Gusenko führt dieses Bild im einzelnen aus, in der Schwarz-Weiß-Manier des



Igor Gusenko beim Interview: Wann kommt der Mörder?

Tendenzromans, aber mit erheblichem naiven Erzählertalent. Einige begeisterte Kritiker haben diesen Roman sogar in die Kategorie der Dostojewski und Tolstoi gestellt — Gusenko selbst hat Tolstois „Krieg und Frieden“ sein literarisches Vorbild genannt —, indem sie wodka durchtränkte Seelenkonflikte und epische Breite für einen hinreichenden Ausweis von Literatur hielten. Aber auch wer Gusenko alle literarischen Qualitäten absprach, billigte ihm — wie die englische „Times“ es tat — „massiven politischen Eindruck“ zu.

Der Roman beginnt nach der Rückkehr Gorins aus Italien. Zu Zarenzeiten ist er, wie Gorki, ein Sturmvogel des Bolschewismus gewesen. Wie Gorki, dessen Werke eine Auflage von 46 Millionen erlebten, hat er durch seine Novellen und Romane mit ihrem „sozialistischen Humanismus“ mehr zur revolutionären Stimmung beigetragen als die meisten Parteimitglieder.

Stalin hat dem überaus populären Dichter seine Freundschaft aufgedrängt. Er weiß, daß Gorins gewaltige Autorität nützlich wäre, um seine Diktatur zu stützen. (Der historische Stalin nannte nach einer berühmten Aussprache mit dem historischen Gorki die Schriftsteller einmal „Ingenieure der Seele.“)

In seinem Marmorschloß kommt Gorin mit der sowjetischen Wirklichkeit kaum in Berührung. Dennoch beschleichen ihn Ängste und Zweifel über den Weg, den „seine“ Revolution genommen hat. Das Politbüro beauftragt daraufhin den jungen Gelehrten Feodor Nowikow, Gorin zu „ändern“. (Gusenko vermeidet den Ausdruck „Gehirnwäsche“ — er war in den dreißiger Jahren noch nicht im Schwung.)

Aber weder „Gehirnwäsche“ noch die Liquidierung von Gorins Sohn Pawel haben am Ende Erfolg. Der alte Dichter weigert sich, weiter Stalins „Ingenieur der Seele“ zu spielen, äußert privat ketzerische Ansichten, hält öffentlich zweideutige Reden. Die Geheimpolizei greift ein, überläßt den letzten Versuch noch einmal Nowikow. Als sich Gorin weigert, die von ihm verlangten Artikel zu schreiben, schlägt der

rasende Politruk-Professor dem Dichter den Schädel ein, an der Heizung, wie Gusenko es drastisch schildert.

„Maxim Gorki hat mich immer fasziniert“, erzählt er jetzt. „Ich glaube nicht, daß er, wie die Sowjets behaupteten, ihrem Regime zustimmte. Ich glaube, sie hatten ihn zu ihrem Gefangenen gemacht.“

Wie es in dieser Beziehung mit dem historischen Gorki stand, ist schwer auszumachen. Daß er sich zeitweilig mit den Bolschewiken stritt, steht fest. Aber auch an Ergebenheitserklärungen hat er es nicht fehlen lassen. 1934 ließ er sich sogar zum Vorsitzenden des sowjetischen Schriftstellerverbandes wählen und unterzeichnete ein Manifest, in dem es unter anderem hieß: „Wenn der Feind sich nicht ergibt, wird er vernichtet werden.“

Gusenkos Gorin trägt jedenfalls ein großes Maß Schuld. Nowikow selbst mordet ihn aus gemischten Motiven. Er tut es im Auftrag und weil Gorin ihm trotzt. Er tut es aber auch, weil Gorin mit seiner romantischen Verherrlichung der Revolution die Geister verwirrt, weil er dazu beigetragen hat, aus Nowikow einen „typischen Sowjetmenschen“, ein Ungeheuer, zu machen.

Auffallend ist, daß Gusenkos Schilderungen in manchen Punkten nicht mehr auf das Rußland von heute zutreffen können. „Die mageren Rationen, Tod durch Verhungern, politische Verhaftung, Erschießen oder Selbstmord, um der Kugel zu entgehen — das ist die Alltagstragödie des russischen Volkes“, heißt es etwa in dem Roman.

Für die frühen dreißiger Jahre mag das gestimmt haben. Seit die Fünfjahrespläne das industrielle Potential der Sowjetunion hoben, die Zufuhr aus den Satellitenstaaten fließt und die Rationierung aufgehoben worden ist, sieht der russische Alltag anders aus. Aber diese neue Sowjet-Wirklichkeit kennt Gusenko, der seit 1943 in Kanada ist, nicht mehr aus eigener Anschauung.

„Worüber er schreibt“, bemerkte die liberale amerikanische Zeitschrift „Repor-

ter“, „ist nicht Industriestatistik oder die Richtzahl des Konsums; er schreibt ... über die Maßstäbe jener, die sich bemühen, mehr als anonyme Gesichter in der Masse zu sein. Diese Leute werden auch heute noch gefangen.“

Warum Gusenko schrieb — ein Mann, der Architektur und Entschlüsselung, aber nicht Schreiben gelernt hat und sich in den vier Entstehungsjahren des Buches mit seinem Übersetzer Mervyn Black entsprechend schwer tat —, läßt sich vielleicht aus der allgemeinen Lage der Emigranten und der speziellen Situation Gusenkos verstehen.

Nachdem die Nachrichtendienste einen Überläufer ausgepreßt haben, bleibt für ihn gewöhnlich wenig zu tun. Um seine materielle Existenz mag er sich in einem generösen Gastland nicht zu kümmern haben — aber er langweilt sich. Bücherschreiben ist ein Ausweg. Schriftstellerischer Tätigkeit winkt darüber hinaus Publicity, und bei nicht wenigen trägt dieses Fernziel wahrscheinlich dazu bei, den Komplex des namen- und erfolglosen Emigranten zu kompensieren.

Dazu tritt bei Gusenko das Bewußtsein der dauernden Bedrohung durch den rächenden Arm der Sowjets. „Als ich noch Chiffrier-Beamter im zentralen Spionagehauptquartier in Moskau war, kannte ich einen solchen Mordspezialisten, der oft mit Geheimbefehlen ins Ausland geschickt wurde und dort als ‚diplomatischer Kurier‘ mit den entsprechenden Papieren auf keinerlei Ein- und Ausreiseschwierigkeiten stieß. Ich erfuhr nie, wer die Opfer dieses Mannes waren und wo er sie umbrachte.“

„Aber das eine wußte ich: es waren Sowjetagenten oder Beamte, die, wie ich selber im Jahre 1945, mit ihren Herren und Meistern gebrochen hatten. Und seither kann ich für keinen Augenblick meines fernerer Lebens voraussagen, wann oder wo dieser Mann oder seinesgleichen auftauchen wird, um mich, um die Ecke zu bringen.“ Soweit der „Mann mit der Maske“.

Von einer solchen Zwangsvorstellung kann man sich teilweise durch den Versuch befreien, sie gewissermaßen zu bannen, indem man sie „beschwört“, zum Beispiel durch ein Buch, das die Größe der Gefahr schildert. Abreaktion der Angst: auch dieses Motiv mag bei Gusenkos Gorki-Roman mitgewirkt haben.

Der Beschwörungsversuch hatte zumindest materiellen Erfolg. Der amerikanische „Buch-des-Monats“-Klub hat Gusenkos Roman für die Sommermitte auf seine Titelseite gesetzt, und Hollywood hat bereits die Filmrechte für runde 100 000 Dollar erworben. In seiner Wahlheimat Kanada und in Australien, das in diesem Jahr mit Petrow einen zweiten Gusenko-Fall erlebte, geht das Buch vorzüglich, in England erträglich.

Der neue Bestseller-Autor schreibt bereits an einem zweiten Roman, diesmal mit autobiographischen Zügen. Er handelt von einem Sowjetagenten, dem Eindruck, den der Westen auf ihn macht, und dem Dilemma, ob er sich für die Freiheit entscheiden soll, wenn dieser Entschluß für seine zurückgebliebenen Verwandten Sibirien bedeutet, oder ob er gegen seine Überzeugung fortfahren soll, einem verhassten Regime zu dienen.

Der schriftstellerische Eifer des „Mannes mit der Maske“ ist bereits ungünstig vermerkt worden. Das „Ottawa Journal“, dieselbe Zeitung, die einst den frisch geflüchteten Gusenko abwies und sich damit um die größte Chance ihres Bestehens brachte, schrieb in einem Leitartikel: Wenn Mr. Gusenko Hilfe und Polizeischutz brauche, dann solle er gefälligst von der öffentlichen Bildfläche verschwinden. Sei er aber auf Publicity aus, dann möge er endlich auch seine Maske lüften.

TECHNIK

ATOM-ANTRIEB

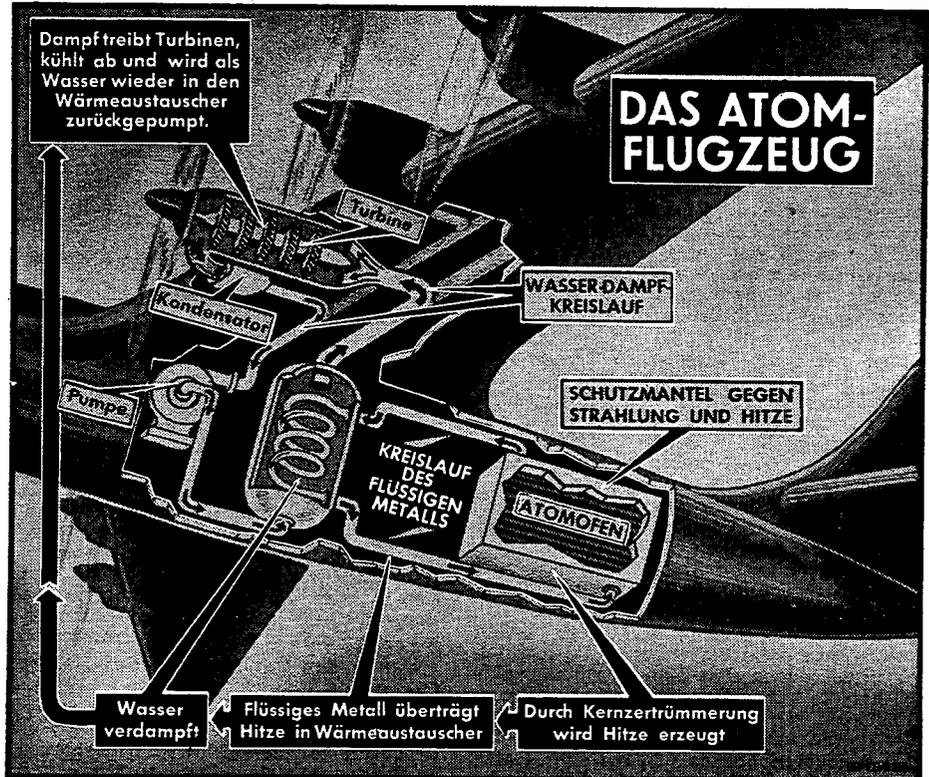
Die Kraftpille

Ein riesiger viermotoriger Düsenbomber mit pfeilförmigen Flügeln fauchte am 1. Mai in 200 Meter Höhe über den Roten Platz. Während Premierminister Georgij Malenkow und andere Sowjet-Prominenz auf der Paradedtribüne ihre Hälse reckten, hantierten die westlichen Militär-Attachés aufgeregt an ihren Photoapparaten. Fünfzehn Sekunden später war die „enorme Düsenmaschine von bisher ungekannten Ausmaßen“ (Radio Moskau) wieder hinter dem Horizont verschwunden. „Aber ihr dunkler Schatten blieb“, schrieb das ameri-

vom ersten geglückten Flug eines amerikanischen Atomflugzeuges. „Obwohl der letzte offizielle Halbjahresbericht der Atomenergie-Kommission davon nichts verzeichnet“, bekräftigt das Blatt, „handelt es sich doch um eine Tatsache.“

Fast zur gleichen Zeit wurde bekannt, daß die Universität von Utah (USA) an der Konstruktion der ersten Atom-Lokomotive der Welt arbeitet. Und in Moskau kündigte der sowjetische Atomwissenschaftler und Stalinpreisträger Romadin sowjetrussische Versuche zum Bau von Kraftfahrzeugen mit Atomantrieb an.

In der Theorie ist das Problem des Atomantriebs schon vor Jahren gelöst worden. Drei Jahre lang hatte in der Atomstadt Oak Ridge eine Studiengruppe der US-Luftwaffe in Zusammenarbeit mit den Fairchild-Flugzeugwerken alle möglichen



kanische Nachrichten-Magazin „Newsweek“. „Er erstreckte sich über die gesamte freie Welt.“

Zum ersten Male hatten die Sowjets mit einem Düsenbomber von interkontinentaler Reichweite paradiert. Größe und Bauweise der Maschine verriet, daß sie als Stratosphären-Langstreckenbomber konstruiert war. In Washington warnten die Atomenergie-Kommission und Amerikas höchstes wissenschaftliches Gremium für Aeronautische Forschung (National Advisory Committee for Aeronautics), daß fortan die Sicherheit der Vereinigten Staaten von „nicht nachlassenden Anstrengungen“ beim Bau von Kampfflugzeugen mit Atom-antrieb abhängen werde.

Ein atomgetriebener Bomber könnte mit Überschallgeschwindigkeit ohne zu tanken um die Erde fliegen. Praktisch wäre seine Reichweite nur durch die Ermüdung von Material und Besatzung, nicht jedoch von der Treibstoff-Seite her begrenzt.

In der ersten August-Woche widerlegte eine lapidare Acht-Zeilen-Meldung in der seriösen „New York Herald Tribune“ alle Voraussagen der Experten, die „frühestens 1960“ das erste atomgetriebene Flugzeug erwartet hatten: Die Meldung berichtete

Arbeitsprinzipien eines Atom-Motors ausgetüfelt. 1948 erhielt der Leiter der Gruppe, Chefingenieur Andrew Kalitinsky, die Erlaubnis, auf einer New-Yorker Ingenieurtagung einige theoretische Ergebnisse der Studien bekanntzugeben.

Nach Kalitinsky ist der Atom-Motor eigentlich kein Motor — eher eine Art Atom-Ofen, in dem durch Zertrümmerung von Atomkernen Hitze erzeugt wird. Im Prinzip ist der Atom-Ofen nichts anderes als eine unter Kontrolle gehaltene, unvorstellbar langsam explodierende Atombombe. Es gibt zwei Möglichkeiten, die dabei entstehende Hitze zum Antrieb von Flugzeugen zu verwenden:

- Die Hitze verdampft Wasser oder andere Flüssigkeiten — der Dampf treibt Turbinen — die Turbinen treiben Propeller. Der abgekühlte Dampf sammelt sich in einem Kondensator und kehrt in flüssiger Form zum Atom-Ofen zurück, wo der Kreislauf von neuem beginnt (siehe Zeichnung).
- Die Hitze erwärmt komprimierte Luft, die als Düsenstrom mit hoher Geschwindigkeit aus dem Antriebsaggregat herausschießt und das Flugzeug durch die Luft schiebt.